

Rechte und Pflichten des Bürgers

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 39

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rechte und Pflichten des Bürgers

Von Walter Schweizer

Wer das Wetter des kommenden Tages wissen möchte, der beobachtet an dem Quecksilber die Höhe des Luftdruckes und den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre. Das Barometer der Kultur und eines Volkes ist seine Jugend. Die Jugend, die ins stimmfähige Alter hineintritt, und mit den Rechten und Pflichten des Bürgers betraut sein sollte; sei der junge Mann nun „Bürger“ oder „Sozialist“. Und doch, müssen wir nicht sagen, daß in dieser Zeit an der Jugend viel gesündigt wird, indem den jungen Leuten nichts gesagt wird von dem großen Geschehen, das um sie herum sich bildet, das auch auf sie seine Schatten wirft?

Noch vor einigen Jahrzehnten wäre eine Bewegung, wie die für staatsbürgerliche Erziehung fast undenkbar gewesen; heute jedoch wird sie als Notwendigkeit in weiten Kreisen anerkannt. Wo man ihr noch Widerstand leistet, geschieht dies entweder, weil man politische Sonderbestrebungen dahinter vermutet — die allerdings in einer staatsbürgerlichen Erziehung durchaus ferngehalten werden müßten — oder weil man der Ansicht ist, daß die Jugend, die heute mit so viel Wissenstram überbürdet ist, gar nicht mehr imstande ist, die „Bürgerkunde“ in sich aufzunehmen.

Diese Schwierigkeit wird und muß sich überwinden lassen. Ist es doch für die Entwicklung unseres Staatswesens, ja unserer gesamten Kultur, von entscheidender Bedeutung, ob wir das Volk lehren, unsere Anschauungen mit politischen Ideen zu durchdringen, das heißt, ob es uns gelingt, die Masse des Volkes wie der Gebildeten, die heute unzweifelhaft zum recht großen Teil wahrer politischer Bildung ebenfalls noch entbehren, dazu heranzuziehen, den Fragen der inneren wie der äußeren Politik warmes Interesse entgegenzubringen. Jeder einzelne müßte imstande sein, sich über neu auftauchende Fragen ein gesundes Urteil zu bilden, und müßte lernen, die richtige Stellung zu dem größeren Ganzen zu finden, also auch persönliche Wünsche und Hoffnungen in mancherlei Fällen unterzuordnen.

Seine hat einmal geäußert, daß auch der dümmste Engländer über Politik immer noch etwas Kluges zu sagen wisse. Können wir das wohl auch bei uns im lieben Schweizerländchen sagen? Um auf eine solche Stufe zu gelangen, bedarf es jahrelanger Arbeit und eines gründlichen Studiums. Viele Vorfragen wären zu behandeln, Fragen, die heute noch nicht genügend geklärt sind, so zum Beispiel die Frage, ob es sich bei der Bildung von Bürgern mehr um die Uebermittlung von Wissensstoffen oder um die Durchdringung mit sittlichen Idealen handeln sollte, sowie die weitere, ob der Hauptnachdruck auf die Darlegung von Rechten oder Pflichten zu legen sei.

Ueberblicken wir die wichtigsten Zeiträume der Kulturgeschichte oder der politischen Geschichte der Menschheit, so werden wir immer wieder finden, daß Völker, die im übrigen hohe politische Bildung aufweisen mochten, rettungslos zugrunde gegangen sind, sobald ihnen politisches Pflichtgefühl fehlte. Staaten, deren Bevölkerung sich zu diesem Gefühl nicht zu erziehen versteht, tragen den Keim des Todes in sich. Der Verfall und Untergang des ehemaligen polnischen Reiches ist eines der bezeichnendsten Beispiele. Noch schärfer springt die Unentbehrlichkeit des politischen Pflichtgefühls in die Augen, wenn wir die Geschichte der Hellenen mit denen der Römer vergleichen. Die Hellenen besaßen politischen Scharfblick, politisches Wissen, politisches Wollen und politischen Glauben gewiß in beträchtlichem Maße — indessen fehlte ihnen häufig politisches Pflichtgefühl. Deshalb vermochten sie sich nach einer kurzen Glanzperiode nie wieder aus der politischen Ohnmacht zu erheben, zu

der sie sich selbst verurteilt hatten. Die Römer dagegen stiegen von Stufe zu Stufe mit eherner Unaufhaltsamkeit aufwärts, weil sie diese unentbehrliche Grundlage eines kraftvollen Gemeinwesens zu wundervoller Stärke entwickelt hatten. Die unverwundliche Gesundheit dieses Volkes beruhte in allererster Linie auf dem strengen und unabweislichen Pflichtgefühl, zu dem jeder Volksgenosse von Jugend auf erzogen wurde, nicht nur auf dem Pflichtgefühl gegen den Staat, sondern auch auf dem gegen Vater, Mutter und Geschwister, auf dem Pflichtgefühl gegen die Rechte anderer Menschen und auf dem gegen die mahnende und warnende Stimme im eigenen Innern. Unter den Griechen hätte sich wohl ein Regulus nicht gefunden — mit glänzender Dialektik hätte man sich sophistisch über das dem Feinde gegebene Versprechen hinweggesetzt; der Römer trat ohne Wanken den Rückweg in die Gefangenschaft an, mit der sicheren Aussicht auf einen qualvollen Tod.

Wollen wir unserem Volke, unserer Jugend, eine tiefgreifende staatsbürgerliche Bildung vermitteln, so werden wir besonderen Nachdruck auf die sittliche Bildung zu legen haben. Eine möglichst umfassende Einsicht in die Zusammenhänge des modernen Staats- und Wirtschaftslebens ist gewiß überaus erwünscht und notwendig — ohne sittliche Grundlagen von zerstörbarer Festigkeit aber werden wir das Ziel, ein Volk mit höchster politischer Bildung zu werden, auf keinen Fall erreichen können. Wir werden uns also auf die intellektuelle Aufklärung, auf die Uebermittlung von Wissensstoffen aller Art nicht beschränken dürfen, sondern vor allem ein sittliches Pflichtengebäude aufzuführen haben, ohne das alle politischen Kenntnisse und Willensrichtungen ein Koloß auf tönernen Füßen wären, und ohne das alle politische Bildung zugleich ihres feinsten Schmuckes entbehren würde.

Die sittlichen Ideale, die hierfür notwendig sind, zu entwickeln und tief in die Seele unseres Volkes zu senken, ist nicht ganz leicht. Wir müssen einmal in der tiefinnersten Seele durchdrungen sein mit dem Vorsatz, unsere Pflicht, an welche Stelle wir auch gestellt werden mögen, tapfer und treu zu tun, ohne Aufhebens davon zu machen. Im letzten Grunde werden wir dadurch auch für uns selbst die innere Befriedigung erobern, die nur ein Leben zu gewähren vermag, das auf fleißiger Arbeit und bedingungsloser Pflichterfüllung beruht. Für die heroische Erhebung der Persönlichkeit in außergewöhnlichen Augenblicken, in denen unser ganzes Wesen unter der Hochspannung eines gewaltigen oder erschütternden Ereignisses steht, brauchen wir keine belehrenden Vorbereitungen. In solchen Augenblicken handeln wir unter dem Eindruck eines Willensantriebes, der aus unserem Innersten explosionsartig hervorbricht und sich durchaus nicht aus bestimmten Ueberlegungen mühsam entwickelt.

Daneben ist auch die Durchdringung unseres ganzen Wesens mit dem festen Willen, bescheidene, unangenehmere und langweilige Pflichten gewissenhaft und ohne Wanken zu erfüllen, von höchster Bedeutung. Insbesondere deshalb ist sie ungemein wichtig, weil in den nüchternen Stunden der gewohnten Berufsarbeit und des alltäglichen Lebens jene großen Willensimpulse nicht in unserer Seele aufwallen. Dann handelt es sich vielmehr darum, der Pflicht der Stunde gerecht zu werden, die häufig so gräßlich nüchtern aussieht und infolgedessen so schwer zu erfüllen ist. Nicht mit Seufzen und Klagen müssen wir ihr genügen, sondern mit der selbstverständlichen Entschlossenheit, die uns die Arbeit schneller von der Hand gehen läßt; die uns andererseits sittliche Entschlüsse auch gegen unser ganzes Leben lang zu der Gruppe der ewig Unbefriedigten, die an allem etwas auszusetzen haben, die trotz aller Jagd nach Gewinn, nach

Erfolg, nach Ruhm, mit nichts zufrieden sind, und die Arbeit anderer Menschen niemals aus vollem Herzen anzuerkennen vermögen.

Wir müssen an die Erscheinungen der Gegenwart anknüpfen, insbesondere an die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, die jedem Kinde und jedem jungen Manne bekannt sind, um

zunächst die sittlichen Grundanschauungen aufzubauen und zu befestigen, die für das Leben im kleinen Kreise erforderlich sind. Dann hat in allmählichem Aufsteigen die Entwicklung der sittlichen Pflichten im weiteren, endlich im weitesten Kreise zu folgen, also der Pflichten gegenüber der Gemeinde, gegenüber dem Kanton und gegenüber dem Bunde.

Die letzten Rosen des Sebastian Keller

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Sebastian Keller wohnte in der Oberstadt, dort, wo schon jedes Haus in einem Garten steht. Eine Häuserreihe links von der Straße, die andere rechts, und jedes Haus glich dem andern bis auf den äußern Anstrich und die Farbe der Fensterläden. Die Gärten, ja die waren verschieden. Die einen gut gepflegt, standen voller Blumen, die andern glichen einer Wildnis, und wieder andere waren nüchtern und profaisch eingeteilt in kleine Gemüsebeete, die selten ihre Anpflanzung lohnten. —

Mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte Sebastian Keller sein Stück Gartenland vor dem Hause. Die Nachbarn nannten ihn einen Pedanten, einen sonderbaren Kauz, ja sogar einen Geizhals, weil er von seinem Blumenreichtum niemandem etwas abgab. Seine großen Fliederbüsche schnitt er so zurück, daß die Zweige nicht über den Gartenzaun ragten und wehe, wenn ein Vorübergehender von ihm beim Fliederraub ertappt wurde. Es konnte dann vorkommen, daß er sogar vom Stocke Gebrauch machte. —

Seine Frau liebte die Blumen ebenfalls; aber sie hatte mehr Freude daran, sie in großen Büschen in hohe Vasen zu ordnen, oder einzelne Blüten in einen geschliffenen Kelch zu stellen und so ihr Heim zu schmücken. Sebastian Keller aber verstand diese Neigung nicht, so kam es der Blumen wegen zu manchem Streit. Manchmal setzte Frau Keller ihren Willen zäh und still durch, manchmal wettete sie laut über seinen Eigensinn und seinen rechthaberischen Willen — für gewöhnlich aber schwiug sie und schnitt sich weiter Blumen ab, wenn er fort von Hause war. —

Drei Söhne wuchsen heran. Sie glichen in ihrer etwas sensiblen Art mehr der Mutter. Sie suchten auch mehr ihre Nähe auf und schenkten ihr auch den Teil des Vertrauens, der eigentlich dem Vater gehört hätte. Die Pedanterie des Vaters vertrieb sie aus dem Garten hinaus auf die Straße, die sie, um unliebsamen Zwischenfällen aus dem Wege zu gehen, zu ihrem Freizeit-Aufenthalt wählten. Die Straße bot mehr Raum für ihre Spiele. Wenn ein scharf gezielter Wurf den Ball in die schön zugeschnittene Buchsbaumhecke schoß und sie in Unordnung brachte oder Zweige knickte, oder wenn gar Blumen getroffen wurden, da war ihnen die Strafe vom Vater gewiß. — Vor jedem Gang zur Arbeit schnitt sich Sebastian Keller eine Blume für ins Knopfloch, stellte sie während seiner Arbeitszeit in ein Wasserglas und schmückte sich wieder damit, wenn er den Heimweg antrat. Aber wehe, wenn einer der heranwachsenden Söhne das hätte tun wollen!

Just als das Gärtchen voller Rosen stand, brachte man an einem Nachmittag Sebastian Keller heim. Er war, vom Schläge getroffen, neben seinem Arbeitspulte niedergesunken. Er blieb selbst nach sorgfältigster Pflege gelähmt und mußte Tag um Tag ins Freie getragen werden. —

So vordem niemand einen Spatenstich im Gärtchen tun durfte, ohne ihn darüber gefragt zu haben, so unterließ es auch jetzt jeder, es wäre ja doch nichts recht gewesen. Raun das die Wege und Beete vom Unkraut gesäubert wurden. —

Die Frau schnitt sich nun Blumen in Hülle und Fülle. Rosen, Dahlien, Rittersporn und Astern, je nach der Zeit, da sie in voller Blüte standen. Sie pflegte den schwerkprüften Mann mit aller Hingabe und vergalt ihm die vielen bösen Worte von

früher nicht. Den Garten liebte sie mehr als vorher, weil er jetzt nicht mehr ausah wie ein pedantisch genau eingeteiltes Buchhaltungsheft. Die frohe Wildnis in den Blumenbeeten erfreute ihr Auge, und sie freute sich, daß auch da und dort ein Pflänzlein sein kümmerliches Dasein fristen durfte ohne die Erlaubnis des gestrengen Herrn Sebastian Keller!

Die Söhne verließen das Haus. Der Vater war für die überbordende Fröhlichkeit dieser jungen Menschen unduldsam. Sie studierten später alle, doch auf verschiedenen Fakultäten. Der Älteste wurde Theologe, der zweite befaßte sich mit Medizin und der dritte hatte sich der Musik verschrieben. Wenn es nach Vaters Wunsch gegangen wäre, hätte er die geistliche Musik bevorzugen müssen, aber der Junge achtete nicht darauf. Der Bogen war gerade beim Jüngsten viel zu straff gespannt worden. Jetzt schossen die Pfeile über das Ziel hinaus.

Die Mutter wurde still und stiller. Die aufreibende Pflege bleichte ihren Scheitel früh, und in ihrem Gesicht stand allerschwerend Sorgenvolles zu lesen. Eine heimtückische Krankheit, von der vordem niemand etwas gewußt hatte, raffte sie in wenigen Monden weg vom Krankenbett ihres Mannes. Er blieb in seiner Hilflosigkeit allein zurück.

In seinem Garten blühten die letzten Astern, und als eine leichte Schneedecke die Unordnung in den Wegen und Beeten zudeckte, trugen sie den lahmen Mann auf einer Bahre hinaus in ein Heim für Altersschwache und Gebrechliche. Dieses Haus stand sonderbarerweise mitten in der Stadt, ohne viel Licht und Sonne und ohne Garten. — An der Straßenecke stand nur ein Kastanienbaum. Seine Äste wuchsen breit und reichten beinahe bis an das Fenster des Zimmers, in dem Sebastian Keller Tag um Tag im Lehnstuhl saß. — Sieben lange Jahre lebte er nun schon in dieser Einsamkeit mitten im Verkehr der lauten Stadt, ohne je das Zimmer und das Haus verlassen zu haben! Nur ein Stückchen Himmel sah er. Bald war es grau, bald blau, ab und zu segelten Wolken vorbei und erzählten dem armen verlassenen Mann von einer Welt, die ihn ganz und gar vergessen. — Der äußerste Zweig des Kastanienbaumes, der mit seinen Nestern beinahe bis zum Fenster der einsamen Klause des Gelähmten reichte, war das einzige Grün, das er sah. Dieser Zweig war sein schönstes Erlebnis in der trostlosen Einsamkeit. Ab und zu setzte sich im Winter ein friender Spaß darauf. Dann schwellen die braunglänzenden Knospen an, in der ersten Frühlingssonne sprangen sie auf und entfalteten die frischgrünen Blätter. Zweimal steckte der Kastanienbaum just für den Gelähmten eine Blütenkerze auf den äußersten Zweig. War das zu dieser Zeit für ein frohes Kommen und Gehen von Bienen und Wespen! Dann färbten sich die Blätter wiederum golden und braun und fielen zur Erde, Sebastian Keller aber blieb noch immer, und die Stille des Winters umgab ihn wieder für lange Zeit. So wußte er an diesem schlichten Kastanienzweig um den Wechsel der Jahreszeiten.

Seine Söhne besuchten ihn von Zeit zu Zeit, pflichtgemäß. Sie hatten weder ein allzu empfindsames Gemüt noch viel Muße, um die Klagen des Greises anzuhören. Gewiß war sein Schicksal hart, aber er hatte in seinen gesunden Tagen für sei-